

(Nachdruck verboten.)

25]

Die Huerta.

Roman von V. Plasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Der Wanderer, der die Ebene zur Zeit der Sonnenhitze durchzog, wenn die Luft brannte und die Mücken und Hummeln geräuschvoll summten und brummten, empfand ein Gefühl des Wohlbehagens beim Anblick dieses sauberen, frischen Hauses. Der Hühnerhof verriet hinter seinem Wall von Erde und Pfählen ein wimmelndes Leben. Die Hennen gluckten, der Hahn krächte, die Kaninchen sprangen im Labyrinth eines großen Holzstoßes herum, und unter der Aussicht der beiden jüngsten Kinder watschelten die Enten in dem benachbarten Teich, während Scharen von Küken überall durch die Stoppeln liefen und, unaufhörlich piepend, ihre zarten, gelben, kaum mit einem feinen Flaum bedeckten Körper bewegten.

Außerdem schloß sich Terese oft in ihre Kammer ein, öffnete eine Schublade der Kommode und knöpfte ein Taschentuch auf, um vor einem hübschen Haufen Geld, dem ersten Verdienst zu geraten. Alles mußte einmal einen Anfang haben, und wenn die Zeiten nicht gar so schlecht waren, so würde dieses Geld wieder anderes herbeiziehen und dieses wieder anderes; wer weiß, vielleicht hatte man, wenn die Kinder das dienstpflichtige Alter erreicht hatten, so viel erspart, um sie freikaufen zu können.

Batiste teilte die stille und tiefe Freude seiner Frau. Man mußte ihn Sonntags nachmittags sehen, wie er, weil es Festtag war, eine Tagarnina zu einem Cuarto rauchte, vor seinem Hause auf und ab schlenderte und liebevoll die Felder betrachtete, wo er, wie die meisten seiner Nachbarn, am vorigen Tage Gerste und Mais gepflanzt hatte.

Er konnte mit dem aufgewühlten Terrain kaum fertig werden, doch ebenso wie der verstorbene Vater Barret fühlte auch er den Wunsch des Besten und wünschte mit seiner Arbeit immer mehr zu gewinnen. An diesem Sonntag nahm er sich vor, obwohl der günstige Augenblick schon ein wenig verpaßt war, den hinter dem Hause gelegenen, noch unbebaut gebliebenen Teil des Bodens umzustecken, um dort Melonen zu säen: Eine unvergleichliche Ware, ein glänzendes Produkt, mit dem seine Frau viel Geld verdienen mußte, wenn sie sie, wie die anderen Bäuerinnen, auf den Markt brachte. Ach ja, er hatte Grund, Gott zu preisen, der ihm endlich gestattete, ruhig in diesem Paradies zu leben. Und wie herrlich waren die Aecker der Ebene! Nicht umsonst weinten diese Hunde von Mauren, wie die Geschichtsschreiber berichteten, als sie daraus verjagt wurden! Die Ernte hatte das Bonorama gleichsam weggesegt, die Dichten mit Mohn durchzogenen Getreidebreiten, die den Blick wie goldene Mauern auf allen Seiten verperrten, niedergelegt. Jetzt erschien die Ebene viel größer, sozusagen grenzenlos; sie zeigte auf unabsehbare Ferne ihre großen roten Schollen, die durch Fußpfade und Kanäle voneinander getrennt waren.

Die ganze Ebene beobachtete auf das strengste das Gebot der Sonntagsruhe, und da das Getreide erst kürzlich geschnitten war und man Geld besaß, so fühlte sich niemand versucht, das Gebot der Kirche zu verletzen. Man sah nicht einen einzigen Mann auf den Schollen, nicht ein einziges Tier auf den Straßen. Die alten Frauen wanderten mit ihren schönen Mantillen, die sie bis auf die Augen heraufgezogen hatten, ihre kleinen Stühle über dem Arm, über die Wege und Steige, den Lockungen der Glocke zu gehorchen, die dort drüben jenseits der Dächer des Dorfes läutete. Auf einem Wege haschte sich eine Schar Kinder mit lautem Geschrei. Auf den grünen Böschungen hoben sich die roten Hüfen einiger Soldaten ab, die die Sonntagsruhe benutzten, um einige Stunden bei den Thirigen zu verbringen. In der Ferne knallten mit dem Geräusch zerreißen der Leinwand die Flintenschüsse, die auf die Schwalben abgegeben wurden, die in Zickzackkreisen hier und da mit leisem Zischen herumflogen. Ueber den Kanälen summten Schwärme fast unsichtbarer Fliegen, und in einem blau angestrichenen Gehöft drehte sich unter einem alten Spalier ein Wirbel geblümter Röcke

und prächtiger Stofftücher, während die Gitarren in schläfrigem Rhythmus spielten und unter Wiegen der Kantilene das Waldhorn begleiteten, das die maurischen Töne der valencianischen „Zota“ bis zu den entlegensten Enden der in der Sonne schlummernden Huerta hören ließ.

Batiste dehnte sich behaglich in dem friedlichen Wohlbehagen, das sozusagen in der Luft schwebte. Seine Tochter war mit den Kleinen zum Tanz nach dem Gehöft gegangen, seine Frau schlummerte in der Laube, und er selbst ging von seinem Hause bis zur Landstraße auf dem noch nicht bebauten Streifen Erde auf und ab.

Von der kleinen Brücke aus erwiderte er die Grüße seiner Nachbarn, die mit der fröhlichen Mele von Leuten vorüberkamen, die einem äußerst amüsanten Schauspiel beizuhören wurden. Sie gingen zu Copa, wo sie die berühmte Wette Bimentos gegen die Brüder Terrerola mit ansehen wollten, zwei eigensinnige Köpfe, die ebenso wie der Prahlhans der Arbeit Feindschaft geschworen hatten und ihn tagtäglich in die Kneipe begleiteten. Diese drei Nichtstuer wetteiferten im Saufen. Ein jeder hatte es sich zur Ehre gemacht, die beiden anderen auszustechen, und daraus war eine Unmenge von Herausforderungen und Wetten hervorgegangen, namentlich zu den Zeiten, wenn es von Kunden in der Schenke wimmelte. Diesmal handelte es sich darum, beim Truquespiel nichts weiter als Branntwein zu trinken, und als Sieger sollte der gelten, der zuletzt unter den Tisch fiel.

Sie hatten am Freitag angefangen, und Sonntag nachmittag saßen sie noch alle drei auf ihren Schemeln, spielten die hundertste Partie Truque und hatten einen riesigen Branntweinkrug neben sich auf einem kleinen Spieltisch stehen. Sie ließen die Karten nur liegen, um die schmachhaften Würste zu verzehren, wegen deren Copa berühmt war, weil er eine ausgezeichnete Methode besaß, sie in Del aufzubewahren.

Die Geschichte dieser Wette hatte sich in der ganzen Ebene verbreitet, und auf eine Weile in der Runde waren die Leute wie zu einer Prozession herbeigeströmt. Die drei Helden blieben keine Minute allein. Sie hatten jeder ihre Anhänger, die abwechselnd den vierten Mann im Spiel abgaben und bei Einbruch der Dunkelheit, wenn die Zuschauer nach Hause zurückkehrten, da blieben, um die „Champions“ beim Lichte einer an einer Pappel befestigten Lampe Truque spielen zu sehen. Der Wirt war nämlich ein wenig ausdauernder Mann, der die lange Weile dieser blöden Wette nicht zu ertragen vermochte; sowie die Schlafenszeit gekommen war, warf er die Spieler hinaus, brachte sie auf dem kleinen Plage unter, lieferte ihnen neuen Branntwein und schloß die Tür.

Viele der Bauern taten über diese Wette sehr entrüstet, doch im Grunde waren sie alle zufrieden, solche Leute zu den Thirigen zählen zu können.

Ach, sie waren kräftig, die Burschen, die die Huerta hervorbrachte. Der Branntwein floß ihnen wie Wasser durch den Körper.

Die ganze Nachbarschaft beobachtete die Schenke, und die Nachrichten über die einzelnen Phasen der Wette verbreiteten sich mit wunderbarer Schnelligkeit. Sie hatten schon zwei Krüge getrunken, und das war so gut wie gar nichts. Copa schrieb den verzehrten Branntwein auf, und die Anwesenden wetteten je nach ihrer Neigung für den einen oder anderen der Rivalen.

Auch Batiste hatte von dieser Herausforderung gehört, für die sich die ganze Ebene begeisterte. Und dieser nüchterne Mann, der fast nichts über den Durst trinken konnte, ohne Kopf- und Herzschmerzen zu bekommen, empfand unwillkürlich ein der Bewunderung ganz ähnliches Erstaunen vor diesen Tieren, die, wie er meinte, einen Blechmagen haben mußten. Das mußte er sich ansehen! Und er folgte mit neidischen Blicken den anderen, die ihre Schritte nach der Schenke richteten. Warum sollte er nicht auch hingehen, wie die anderen? Bis dahin war er noch nie zu Copa gegangen, dessen Haus lange Zeit der Herd der Feindschaft war; doch heute rechtfertigte dieses merkwürdige Ereignis alles. Und zum Teufel, wenn man so viel gearbeitet und eine so gute

Ernte gehabt hat, konnte man sich als ehrlicher Mann doch wohl ein Stündchen Zerstreuung gönnen.

Und — rief seiner schlafenden Frau zu, er ginge aus, und schlug die Thür nach der Schenke ein.

Ein wagner menschlicher Ameisenhaufen, eine Fülle von Leuten drängte sich auf dem kleinen Platze vor Copas Haus. Man sah hier alle Männer aus der Umgegend in Hemdsärmeln, in ihren Blüschhofen, ihre gewickelten schwarzen Gürtel um den Leib und mit ihren in Mitraform um den Kopf gelegten Hüten. Die Alten stützten sich auf dicke Lira-stöcke, die Jungen zeigten unter den aufgefrempten Aermeln nervige, rote Arme und trugen im Gegensatz dünne Eschenstöckchen in den ungeheuren, schwierigen Händen. Die großen Pappeln, die das Haus umgaben, verließen diesen lärmenden, beweglichen Gruppen ein gespenstisches Aussehen und versenkten sie in schattenhaftes Halbdunkel.

Zum erstenmal betrachtete Batiſte aufmerksam die berühmte Schenke mit den geweihten Mauern, den blau angestrichenen Fenstern und den Türen, deren Pfosten mit prächtigen Manisefacheln ausgelegt waren.

Das Haus hatte zwei Türen. Die eine lag zur ebenen Erde, und durch die geöffneten Flügel bemerkte man die doppelte Reihe ungeheurer Tonnen, die bis zur Decke hinaufstiegen, den Hausen leerer und faltiger Schläuche, die großen Trichter und die riesigen, von dem beständigen Einlauf der Flüssigkeit rot gefärbten Zinnmaße sowie ganz im Hintergrund des Raumes den schweren Wagen, der bis zu den äußersten Enden der Provinz fuhr, um die bei den Winzern gemachten Einkäufe nach Hause zu bringen. Dieses dunkle, feuchte Lokal strömte einen Weindunst, einen Mostgeruch aus, der die Nasen betäubte, die Sehkraft trübte und den Gedanken erzeugte, die Atmosphäre und die Welt mühten im Weine untergehen. Da lagen alle Schätze Copas dicht nebeneinander, diese Schätze, von denen alle Trunkenbolde der Guerta mit ehrfurchtsvoller Salbung sprachen. Er allein kannte das Geheimnis der Tonnen; seine durch die alten Dauben dringenden Blicke bewerteten die Qualität des feurigen Blutes, das in ihnen enthalten war; er war der Hohepriester dieses Alkoholtempels, und wenn er jemand eine ganz besondere Aufmerksamkeit erweisen wollte, so zog er selbst vom Besten ab, mit einer Vorsicht, als hielt er die Monstranz in den Händen; mit frommer Ehrfurcht brachte er die Karaffe, in der die topasartige Flüssigkeit mit ihrer Regenbogenreflexe ausstrahlenden Diamantkronen glückte.

Die andere Tür führte zur Schenke; sie wurde eine Stunde vor Sonnenaufgang geöffnet, um zehn Uhr geschlossen und bildete auf dem dunklen Wege ein großes rötliches Rechteck, das das Licht der über dem Schenkentisch hängenden Petroleumlampe hervorbrachte. Die Mauern waren bis zur Manneshöhe mit roten lackierten Ziegeln versehen, und das Täfelwerk endete in einer Einfassung von geblühten Kacheln. Von dieser Einfassung an bis zur Decke war die ganze Oberfläche der erhabenen Kunst der Malerei geweiht. Dieser Copa, der den Eindruck eines plumpen Bauern machte, der nur darauf bedacht schien, seine Kasse zu füllen, war in Wirklichkeit ein regelrechter Mäcen. Er hatte aus der Stadt sogar einen Maler zu sich kommen lassen und über eine Woche bei sich behalten, und diese Laune eines Grand Seigneurs, der die schönen Künste beschützt, hatte ihm, wie er behauptete, wenigstens fünf Duros gekostet.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Onkel Jakob.

Von E. Freygang.
(Schluß.)

Der achtjährige Georg sagte: „Pifi bellt. Kommt Onkel Jakob, Vater?“

„Wenn er lebt, sicher.“

„Was?“ Aus dem Schatten des Ofens tauchte eine weibliche Gestalt mit ländlich-strengen Zügen: „Jakob kommt?“

„Stets.“ Heinrich, Jakobs Schwager, ging schon ungeduldig im Zimmer auf und ab: „Zu Weihnachten kommt er immer. Sonst läßt er sich selten mal sehen. Er wird sich freuen, Dich zu treffen.“

„Wer weiß auch. Ich mache mir nichts aus seiner Gesellschaft.“

„Wieso, Therese? — Ach so.“ Heinrich erinnerte sich lachend. „Na, mein Gott — deshalb! Ist ja schon hundert Jahre bald her! Es muß doch mal 'n Ende haben mit Deinem Haß.“

„Von Haß ist keine Rede. Aber ich bin nicht zu Besuch bei Euch gekommen, um mich zu ärgern.“

„Ärgern? Wer ärgert Dich?“

„Na, sagte Therese, „wenn ich schon sein Gesicht sehen muß! Diesen ganzen kalten, herzlosen, leichtfertigen Menschen!“

„Bisthen viel auf einmal,“ meinte Heinrich. „Ich kenne ihn von den Seiten nicht.“

„Ich kenn ihn. Ein Herz hat er wie ein ausgetrocknetes Zintenfisch!“ Es klang so scharf, daß der kleine Georg erschrocken aufschah.

Aber da in diesem Augenblick die Haustür ging, sagte Heinrich nur sehr ernst, fast warnend: „Halte Frieden. Du bist mein Gast, aber er ist auch mein Gast.“

Ein weißer Mann trat herein.

„Der Weihnachtsmann!“ schrien jauchzend die Kinder, und fielen über ihn her.

Endlich konnte er allen die Hände drücken. An Therese ging er nur sehr zögernd heran: „Sieh,“ sagte er erstaunt und ein wenig verlegen

Sie gab ihm die Hand: „Du bist recht alt geworden.“

Er lachte. „Ja. Das ist nun mal so. Das heißt: Du hast Dich gut gehalten.“

Die Kinder drängten zur „Bescherung“. Sie wurden hinauspediert. Dann öffneten sich Kommode und Schrank, Thereses Tasche und Jakobs Leinwandbrotter.

Der Baum wurde angezündet.

Die Kinder kamen herein. Und Onkel Jakob stand am Ofen und freute sich mit ihnen.

Minna, seine Schwester, erinnerte sich als ewig besorgte Hausfrau bald ihrer Gäste. Der Tisch zum Abendessen wurde hergerichtet. Therese half.

Heinrich sagte: „Der Rum läßt sich auch ohne Wasser trinken. Man muß bloß nicht zu kleine Gläser nehmen.“ Er reichte Jakob ein Gläschen und war in der heitersten Laune: „Man denkt, man ist drüber hinaus — über solchen Kram —“ er wies auf die Kinder und den Baum — „aber Spaß macht's doch immer wieder.“

Jakob nickte und sagte: „Ja.“ Er sagte stets und zu allem „ja“ in solchen Momenten.

Georg blies ununterbrochen auf einer Trompete, die Tante Therese ihm geschenkt. Essen wollte er nichts. „Wenn ich blase,“ sagte er, „hab' ich keinen Hunger.“

Die übrigen sahen in fröhlicher Stimmung um den Tisch. Onkel Jakob meinte lächelnd: „Na, Du, solche Trompete schaff ich mir auch an. Vorläufig aber will ich diesen Fisch —“

Er kam nicht zu Ende mit seiner Rede; denn Georg steckte ihm einfach das Mundstück der Trompete in den Mund und sagte: „Ist wirklich wahr! Probier mal! Aber Du mußt tüchtig blasen. So tüchtig, daß die Fenster wackeln. Das möcht ich nämlich gern mal sehen.“

Onkel Jakob wehrte sich gegen den plötzlichen Angriff, lachte toll los, wollte erst seinen Bissen aufessen, blies aber dann doch unwillkürlich — einmal, zweimal aus Leibeskräften . . . da verstummte das Horn plötzlich.

„Nanu, was ist denn das? Sie bläst ja nicht mehr.“

Neue Versuche. Nein. Kein Ton kam heraus.

Georg pustete hinein, daß ihm die Augen übergingen. Vergebens. Er fing an zu jammern. Die Trompete ging von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Umsonst.

Georgs Verzweiflung wuchs.

„Wie das nur gekommen sein mag?“ Jakob sah verlegen auf die übrigen. „Es muß ein Bräte hineingeraten sein.“

Tante Therese zuckte die Achseln und erwiderte mit einem vorwurfsvollen Witz: „Jedenfalls ist dem Jungen sein Vergnügen verdorben.“

Georg heulte noch lauter. „Ja,“ weinte er, mit bösem Blick zu Jakob. „Du hast überhaupt ein Herz wie ein Zintenfisch.“

Sein Vater bohrte gerade mit einer Gabel in dem ruinierten Instrument herum: „Kreuzmilionen, Bengel! Jetzt sei aber still!“ Die Trompete flog gegen den Ofen.

Jakobs Schwester lachte: „Wo hat er denn das her?“

Therese war glühend rot geworden.

Jakob wußte nicht, was er tun sollte. Er stockerte auf seinem Keller herum und hätte lachen, weinen und schimpfen mögen, sagte aber nur: „Wer Dich das gelehrt hat, mein Junge, das war jedenfalls ein sehr guter Freund von mir.“

Sein Schwager ging wie ein wütender Löwe in der Stube auf und ab, Zornesblicke auf den Jungen sendend, der sich in eine Ecke verlor. Therese kriegte auch einige ab.

Und Minna, die Hausfrau, jammerte: „Nun laßt Ihr wohl gar das Essen stehen! Um solchen Quark! Ist das nicht lächerlich? Sei still, Georg, oder —!“ Eine drohende Handbewegung.

„Hinaus!“ Heinrich nahm seinen Sohn beim Kragen und setzte ihn vor die Tür: „Keine Weihnachten! Das muß man sagen!“ Und zu Jakob: „Nun ist Dich wenigstens satt! Ich bereise gar nicht, wie man sich solcher Lumperei wegen so aufregen kann!“

„Der Aufgereagteste bist doch Du,“ meinte Therese.

„Du sei still, ja? Denn was Geschicktes kommt aus Deinem Munde nicht! Solche Nebenarten zu führen!“

Therese wollte erwidern, aber ihre Schwägerin verschloß ihr mit der Hand den Mund: „Laß uns abräumen.“

Das geschah. Der Orog kam herein. Mit ihm Georg. In eine Ecke drückte der sich nieder. Still, aber die vorwurfsvollen Augen traurig auf Jakob gerichtet.

Auch die anderen Kinder waren verschüchtert. Jakob schmeckte nicht Grog, nicht Tabak. Er nippte nur am Glase, und die Zigarre erforderte alle paar Minuten ein Zündholz. Mit den Frauen war's nicht viel anders. Die tröhten auch gärgert vor sich hin.

Bis Heinrich mit der Faust auf den Tisch schlug: „Ist denn das nun Weihnachten? Das ganze Jahr freut man sich drauf und jetzt —“. Blütende Blide nach allen Richtungen.

Onkel Jakob, der unausgeseht auf die Kinder gesehen, stand plötzlich auf und ging hinaus.

Heinrich sah ihm nach, dachte sich aber nichts dabei.

Es verging eine Viertel-, eine halbe Stunde.

Ein Schlitten klingelte.

Therese horchte auf und nickte.

„Wo bleibt denn der Jakob?“ Ihr Bruder fragte.

Da bligten Tante Thereses Augen auf: „Gedrückt hat er sich! Fortgelaufen ist er! Wie damals bei mir! Nachdem er einen Menschen in Leid versetzt hat, läuft er davon! Das ist seine Art! Hab ich nun recht, wenn ich sage: er hat ein Herz wie ein ausgetrocknetes Tintenfaß? Statt zu trösten, statt die gute Laune wieder herzustellen, macht er sich aus dem Staub! O, ich kenne ihn!“

„Unmöglich“, sagte Jacobs Schwester. „Das kann nicht sein.“

„Ne.“ Ihr Mann schüttelte den Kopf. „Das —!“ Er ging hinaus, Jakob zu suchen.

Kam zurück und sagte nur: „Fort ist er!“ Dann brachte er eine Stunde lang keinen Laut mehr heraus.

Nur Therese sprach: ihren ganzen Groll schüttelte sie aus. Der hatte sich seit fünfzehn Jahren angehäuft.

Minna, Jacobs Schwester, schüttelte immerzu den Kopf. Mein Gott, was für ein Ausbund an Schlechtigkeit, Leichtfertigkeit, Dorgenshärte war doch ihr Bruder! Na, dachte sie bei sich, wenn Du fertig bist, muß ich wohl auch einen Ton dazu sagen!

Aber sie kam nicht dazu. Denn noch ehe Therese mit ihrer Anklagerede zu Ende war, läuteten wieder Schlittenglöckchen, die in scharfem Trabe nähergeführt wurden, Hifi bellte, der Schlitten hielt — Onkel Jakob trat ins Haus und in die Stube.

Sein altes betrocknetes Gesicht leuchtete vor Eifer und Freude: „Da, Georg, hast Du eine neue Trompete. Ein schlechter Tausch ist es nicht, glaub ich.“ Und zu den übrigen: „Ihr anderen dürft es mir nicht weiter übelnehmen, daß ich Euch einige Weihnachtsstunden verdorben habe.“

Georg blies schon auf seinem neuen Instrument und war außerordentlich glücklich. Das stockte an. Mit der Trompete kam der Frieden, kam die Freude wieder.

„Wo, zum Teufel, hast Du die denn so schnell hergenommen?“ fragte Heinrich.

„Ich hab eine Extrapost genommen.“

Heinrich lehnte sich um, steckte die Hände in die Zoppentaschen und sagte: „Du bist verrückt.“ Aber er lehnte sich doch gleich noch einmal um und umarmte Jakob: „Trinkst Du einen Grog mit mir?“

Das wollte Jakob gern — nicht nur einen. Aber zunächst zog ihn Therese mit zitternden Händen in eine Ecke: „Du, jetzt sag mir mal: warum hast Du mich damals sitzen lassen?“

Er mochte erst nicht heraus mit der Antwort. Sprach aber dann doch mit einiger Unsicherheit: „Es war ja nur eine Kleinigkeit, aber mich stieß sie ab: ein Tagelöhnerkind kriegte von Dir ein paar Markschellen und fürchtbar ausgeschimpft, weil es sich ein paar Äpfel genommen. Da dacht ich: steh'n die Sachen so? Da geh beizeiten.“

Therese fand nur langsam ihre Sprache wieder: „Deswegen gabst Du mich auf?“

„Lach doch den alten Matsch!“ Heinrich wurde ungeduldig. „Dein Grog wird kalt. Eine Weihnachtzigarre hab ich Dir auch schon abgeschmitten.“

Onkel Jakob nickte freundlich den Kindern zu und stieß mit seinem Schwager an.

Therese aber war den ganzen Abend hindurch sehr nachdenklich. —

(Schluß.)

Eine „lustige“ Geschichte.

Lilli Fredrich hat sie geschrieben, „Schön Suschen und die beiden Grazien“ nennt sie sich; „eine lustige Geschichte“, fügt der Untertitel hinzu. Nun, eine „lustige Geschichte“ ist es auch, man muß viel dabei lachen, nur in etwas anderem Sinne, als die Verfasserin gemeint hat.

Ein Buch für die Jugend, für die reifere Jugend. Die Großen sollten es auch lesen; wenn sie es nämlich gelesen haben, geben sie es der Jugend ganz gewiß nicht in die Hand, weder der reifen, noch der unreifen. Es ist auf dem Gebiete der Jugendliteratur schon viel gesündigt worden, die „lustige Geschichte“ übertrifft alles.

Also, „Schön Suschen und die beiden Grazien“. Schön Suschen spielt eigentlich nur eine Nebenrolle, die beiden Grazien heißen im bürgerlichen Leben Thea und Etti Fangmeier, zwei aufgeblasene dumme Dinger, eitel, puhlisch, nachhaft und verlogen. Die Mutter hat ihr Vermögen verloren, und die Mädchen sind ge-

zwungen, Verdienst zu suchen. Thea geht als Gesellschafterin in ein — ausgerechnet — gräßliches Haus — Etti zieht nach Berlin, um „das Schauspielern zu erlernen“, wie Lilli Fredrich sich ausdrückt.

Am Anfang finden wir Thea auf dem Wege zu „Gras“. Diese ebenso melodische wie geistreiche Bezeichnung behält ihre Herrschaft durch das ganze Buch. Thea hofft auf große Dinge bei „Gras“, vor allem auf einen reichen Mann: „Ohne einen Baron als Verlobten kam sie gewiß nicht heim, das stand bombenfest und war so klar wie dicke Tinte“, sagt Lilli Fredrich in ihrer bilderreichen Sprache. Ueberhaupt diese bilderreiche Sprache; sie übertrifft selbst die der Chinesen. Die Verfasserin verfügt über Vergleiche, auf die kein anderer Mensch kommen würde. Eine Mutter will ihre Tochter nicht in Stellung geben, ihr Bruder redet ihr zu, und dieses Zureden „wurde Taumind für ihre Bedenken, sie, die Marmorharte, ward nudelweich“. Ein junges Mädchen „wird rot wie ein neugeborenes Ziegelbad“. Schön Suschen schnell vor Freude über das Wiedersehen mit einer Freundin in die Höhe, wie eine befreite Sprungfeder. Eine Leiter fällt um: „Krach! fiel sie zu Boden, pardaugh! stürzte sie zum anderenmal, rattatata! kausste sie wieder herab, und mit einem dumpfen unheimlichen bum-bum-bum dröhnte sie zum vierten Male auf den Teppich nieder.“ Wirklich eine komische Leiter, sie scheint auch wie eine „befreite Sprungfeder“ immer wieder in die Höhe gestiegen zu sein. Etti „liegt es auf der Brust wie viele Kilogramm“, als sie umziehen muß, sie wäre also froh, wenn sie „zimmer-suchenderweise“ ihre Cousine Euse treffen würde.

In anderen Büchern essen die Leute und essen auch manchmal ein bißchen viel. Bei Lilli Fredrich „fährt man ein“. Etti fuhr ein wie eine Mastkuh, heißt es einmal in einem ganz besonders eleganten Wilde und auch von Thea wird gesagt: „sie fuhr große Portionen ein“.

Bei Leuten, die in dieser besonderen Weise speisen, kann man sich nicht wundern, wenn sie auch besondere Geschmäcker entwickeln und mal gern was „Extraes“ zu essen wünschen; so bestellt sich denn Thea beim gräßlichen Koch marinierte Seringe mit Schlagsahne, oder Omelettes mit Sardellen. Etti gerät mit ihrer Wirtin in Streit, weil diese den Wirsingsohl nicht mit Kümmel kochen will. Gelegentlich dieser Wirsingsohl-affäre schießt Lilli Fredrich übrigens eine hauswirtschaftliche Belehrung ein, die sehr interessant ist. Der Wirsingsohl war nämlich kein frischer, sondern getrockneter. „Lehtere Tatsache war aber ohne jeglichen Einfluß auf die Entwicklung der Ereignisse; denn ob man in einer Großstadt wie Berlin das Gemüse frisch, getrocknet oder in Konjekven kauft, ist in bezug auf seine Güte und Qualität total das nämliche.“ Daß Güte und Qualität auch „total das nämliche“ sind, scheint die Verfasserin nicht zu wissen.

Wenden wir uns anderen seltsamen Seiten dieses seltsamen Buches zu. Da ist vor allem die geradezu glänzende Kenntnis der Naturgeschichte zu erwähnen, die Lilli Fredrich entwickelt. Ein zahmer Rabe ist seiner jungen Herrin entflohen und stellt nun philosophische Betrachtungen an über als das Gute, das er daheim gehabt, nämlich: „regelrechtes Essen, anständige Behandlung und — sein weiches Federbett“. Ob einen Schlafrock und Pantoffeln, wird leider nicht gesagt. Jedenfalls kann man sich aber auch nicht wundern, wenn derselbe Rabe den Sped, den man ihm vorwirft, um ihn heim zu laden, „beschuppert“; wie er das gemacht haben kann, ist freilich etwas rätselhaft. Ein anderes Mal geht Etti mit Salatöpfen über die Straße, sie fallen ihr aus dem Arm; „schrumm, pardaugh — war wieder einer aufs Trottoir gefallen und wurde von zwei Tauben als hochwillkommene Beute begrüßt. Etti aber, siz wie sie war, bückte sich und schlug ihnen den Salatkopf um die Ohren. Das schaffte sofort den gewünschten Erfolg. Die Gemahregellen flogen in die Höhe.“ Tauben mit „Ohren“, die ruhig sitzen bleiben, bis man ihnen einen Salatkopf um diese ihre Ohren schlägt, sind wohl auf alle Fälle zoologische Raritäten.

Aber nicht bloß diese Vergleiche und Unsinnigkeiten, auch der ganze Stil, die Schilderung der Personen und ihrer Eigenheiten geben dem Buch seinen Charakter.

Ich möchte wissen, was sich die Verfasserin gedacht hat, als sie den Pompadour der Dichterin Blütenreich schilderte. Die Dichterin entnimmt ihm nämlich: „Drei paar Strümpfe, mehrere dickeleibige Bücher, verschiedene Buch Papier, eine große Flasche Brennspiritus und andere Einläufe“. Ob es wirklich „Pompadours“ gibt, die all das zu bergen vermögen? Oder soll diese unsinnige Uebertreibung zum Lachen reizen? Dann ist's zum mindesten ein Lachen, das nur mit einem Kopfschütteln begleitet werden kann.

Und dieses Kopfschütteln kommt einem Seite für Seite. Theas Verhalten bei „Gras“ wird geschildert: „Begeisterungselig und schönheitsdurstig, wie sie war, spielte sie denn (wenn „Gras“ nicht daheim waren) Graf und Gräfin möglichst in den Zimmern derselben, und sie legte die Roben der Lehteren an.“ (Der Zimmer also). „Sie kannte das seidene Kollifostium ganz genau, in welchem sie lehtin an einem herzoglichen Hofe Menuett

getanzt hatte." Wenn sie selbst darin getanzt hat, und nach dem Saßbau bezieht sich das sie nur auf Thea selber, wird "sie" es ja wohl kennen, sollte man meinen. „Zur Abwechslung“, heißt es dann weiter, „dachte sie sich auch die Gedanken eines Grafen und einer Gräfin aus.“ Ebenso macht es ihr Spaß, in das Voudoir der Gräfin zu gehen und da auf dem Teppich zu schlafen. Hier ereilt sie ihr Schicksal. Ich zitiere wörtlich: „Das tat sie sogar einmal, als Frau Gräfin zu Hause war. Sie war zwar daheim, aber sie schneiderte. . . Es machte ihr nämlich Freude, sich ab und zu ein Hauskleid selbst zu arbeiten. Thea nannte diese Idee barock und fand es dito abgeschmackt, daß die Gräfin ihre besten Vorratsbetten selbst durch die weiten Korridore des Schlosses trug. Sie hatte ja so viel Dienerschaft und jeden Tag konnte sie ein anderes seidenes Kleid anziehen wenn sie wollte.“ Kommentar zu diesem, nein, es muß gesagt werden — Blödsinn, ist wohl überflüssig.

Und der Blödsinn geht weiter. Thea schläft also auf dem Teppich: „Aber da jeder Sünde und jedem Unrecht einmal im Leben der Tag aufgeht so —“ Na, was meinen Sie, was nun kommt, meine Herrschaften? . . . also „so — vermügte die Gräfin ihren Fingerhut — ein Kunstwert mit allegorischen Figuren, das sie von einem Fürsten als Hochzeits-geschenk erhalten hatte — und sie kam selbst in ihr Voudoir, um ihn zu suchen.“

Zum Schluß will ich noch verraten, daß Thea sich mit dem Obergärtner verlobt, „trotzdem sein Ugrohvater kein Denkmal in Berlin hat.“ Als sie zu ihrer Mutter heimreist, gibt ihr der Bräutigam verschiedene Verhaltensmaßregeln mit.

„Jeden Tag mußt Du mir einen Brief von wenigstens zwanzig Seiten schreiben. Was irgend wichtig ist, unterreiche zehnmal darin, und was noch wichtiger ist, die ganze Seite lang. Vergiß auch nicht, zu erwähnen, wie viel Butterbrote Du täglich isst, denn das zu wissen, ist von eminenter Bedeutung für mich. Meine und Deine Schwester können Dir so viel an Deiner Aussteuermäsche helfen, wie sie wollen, Du aber darfst nicht einen Namen einstimen, das dulde ich einfach nicht. Sind wir erst verheiratet, päcke ich Dich ohnehin in Watte und setze Dich in einen Glaschrank, und sollte Dir in unserer Ehe auch nur ein Finger wehe tun, oder solltest Du gar große Wädsche haben, so muß natürlich einer der Unsrigen kommen, um zu helfen, denn ich könnte es ja nicht bei Gott beantworten, wenn Du auch nur ein Haar von Deinem feuern Haupte verlorest. Ehe Du aber reist, gebe ich Dir noch zwei Duzend Taschentücher mit, für jeden Tag, den wir getrennt sind, eins.“ Man fragt sich, wenn man das gelesen hat, unwillkürlich, ob der Mann ein Idiot ist. Er soll aber nur ein verliebter Bräutigam und sonst ein ganz vernünftiger Mensch sein.

Alles in allem also wirklich ein lächerliches Buch. Man lacht von Anfang bis zu Ende, allein in dem Lachen klingt der Keger vor, der Keger und der Jörn. Das Buch ist in einem großen Berliner Verlage erschienen, und wird von einem Warenhaufe vertrieben. Mit jener billigen Schleuberelanzung ausgestattet, die das Auge blendet, dabei für wenige Groschen erhältlich, mag es manchen töden. Wir können nur sagen: — Hände weg! — G.

Kleines feuilleton.

k. Auf einem sinkenden Leuchtschiff hatte, wie aus New York gemeldet wird, die Besatzung von 15 Personen furchtbare Stunden durchzumachen, ehe sie im letzten Augenblick gerettet werden konnte. Das Nautiket-Leuchtschiff, das erste, das die von Europa kommenden Reisenden von New York sehen, wurde während eines Sturmes am Sonntag led. Die Mannschaft teilte durch drahtlose Depeschen mit, daß das Schiff in Gefahr wäre zu scheitern. Riesige Wellen von der Küste Neu-Englands trieben das Fahrzeug, dessen Besatzung von Ingenieuren und Telegraphisten 15 Mann betrug, weiter hinaus in die See. „Schidt bald Hülfe, wir sind in großer Gefahr!“ lautete die erste Depesche am Sonntag. Das Led hatte sich erweitert und die für die Maschinerie des Schiffes nötigen Feuer wurden gelöscht. Nun befand sich das Leuchtschiff in der Gewalt der großen atlantischen Sturzseen; wenn das Feuer gelöscht ist und die Maschinen zum Stillstand gekommen sind, ist es hilflos, als die alten Segelschiffe. Eine zweite Depesche, die man am Land empfangen hatte, lautete: „Wasser steigt noch. Schidt Hülfe. Wir sind hilflos.“ Schließlich wurde noch eine dritte drahtlose Nachricht ausgesandt: „Schidt Hülfe von irgendwo her.“ Da der Sturm so bestig getobt hatte, verzweifelten schon viele Leute an der Rettung der Besatzung, besonders da man nichts mehr von ihnen hörte; die Schiffsrückigen waren durch ständiges Pumpen, Schlaflosigkeit und Aufregungen während des Sturmes so erschöpft, daß sie keine Nachrichten mehr geben konnten. Der Sturm hatte inzwischen die höchste Geschwindigkeit von 80 englischen Meilen in der Stunde gehabt, 48 Stunden lang hat kein Mann an Bord etwas gegessen oder geruht. Als das Schiff Montag nacht schon tief im Wasser lag und die Wogen sein Vorder- und Hinterdeck bespülten, erschien endlich der Tender „Azalea“. Man wollte das Leuchtschiff ins Schlepptau nehmen, aber es war unmöglich. Zehn Minuten, nachdem die Besatzung das Rettungsboot der „Azalea“ bestiegen hatte, ging das Leuchtschiff unter. —

— **Kelten in Deutschland.** Zu Cäsars Zeit waren nicht nur Gallien und Britannien, sondern auch ansehnliche Teile Deutschlands von keltischen Völkerschaften besetzt. In dem Gebiete nördlich der Alpen bis zur Donau saßen im Nordosten die Bojer, im Südosten die Noriker, im Nordwesten die Helvetier und im Südwesten vorhelvetische gallische Stämme, zwischen den Bojern und den Helvetiern, die damals noch das Gebiet vom Main bis zum Rhein innehatten, wohnten die Vindeliker von der Donau bis an den Fuß der Alpen. Diesem keltischen Stamm schreibt der Münchener Altertumsforscher F. Weber die wichtigen Gräber- und Ansiedelungsfunde zu, die im Laufe des vergangenen Jahrzehnts bei dem Dorfe Manching, eine Stunde südöstlich von Ingolstadt, gemacht worden sind. Die Reste jener Wohnstätten lagen, schreibt man der „Tägl. Rundsch.“, innerhalb eines alten Ringwallbes und gehören der letzten Stufe der La-Tène-Zeit, dem ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, also dem Jahrhunderte Cäsars, an. Außerhalb des Wallbes wurde ein ausgezeichnetes Reihengräberfeld aufgefunden, das aber noch der vorletzten Stufe der La-Tène-Zeit angehört und in das zweite vorchristliche Jahrhundert zu stellen ist. Leider ist ein großer Teil der Gräber zerstört worden, dennoch konnten genug geborgen werden, um ein deutliches Bild der Bestattungsweise zu geben. Die Leichen lagen vollständig bekleidet und ausgestattet in die Erde; sie lagen augenscheinlich nicht in Särgen (von denen wenigstens nichts übrig geblieben ist), sondern wurden, nur in Kleibern oder allenfalls noch in ein Tuch gehüllt, in die Erde versenkt. Den Männern war Schwert, Schild und Lanze beigegeben. Der Schmuck bestand in Fibeln (Gewandnadeln) und Oberarmreifen aus Eisen und Bronze. Die Fibeln sind auf der linken und rechten Achsel beobachtet worden und deuten somit auf dort geschlossene Gewänder, Leibrod und Mantel. Die Arme scheinen wegen des Ringschmuckes nackt gewesen zu sein; die Bekleidung mit Hosen und Schuhen ist als sicher anzunehmen. Auch die Frauen trugen die Arme vermutlich bloß und ringgeschmückt, dabei aber lange, bis auf die Füße reichende Gewänder und einen Mantel darüber, wahrscheinlich auch einen Schleier oder ein Tuch über dem Kopf. Um die Hüfte hatten sie einen Gürtel von Bronze oder Eisen und um den Hals sehr häufig einen Schmuck aus Glasperlen.

Die Funde von Manching zeigen uns nach Weber die Vindeliker als ein Volk, das auf gleich hoher Kulturstufe stand, wie die gallischen Völker im Westen, die mit den alten Kulturländern im Mittelmeergebiet über Massilia in steter Verbindung waren und den Römern der republikanischen Zeit nicht wesentlich an Besittung nachstanden. Wir sehen in der Gräberausstattung eine Kulturhöhe erreicht, die derjenigen der Reihengräber in der Merowingerzeit gleichkommt, also bei den germanischen Völkern sich erst 500—600 Jahre später zeigt. —

Humoristisches.

— **Wohlfahrt.** Händler zum Sonntagsjäger: „. . . Ein ganzer Ha' ist leider nicht mehr da — aber einen schönen Hasen rüden hätt' ich noch!“ —

— **Von der Volkszählung.**
Hochwohlhüllliches Bezirksamt!
In unserer Gemeinde hat die Volkszählung heute leider nicht zu Ende geführt werden können; denn bei dem Herrn Lehrer ist mittags ein Pub' und nachmittags ein Näderl angekommen, und weil er gewöhnlich alle Jahr Drillinge kriegt, sind wir noch im ungewissen und verbleiben in dieser frohen Erwartung die gehorsamste
Gemeindevverwaltung von Storchheim. —

— **Beleidigt.** Fremder: „Zum Antreiben Ihrer Öfen brauchen Sie doch nicht immer gleich die Peitsche zu nehmen! Das könnten Sie ja auch mit Worten machen!“

Bauer: „Na na — die hab'n mi' zu arg g'ärgert! Mit dem red' i' nig mehr!“ —
(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Eine Zeitungs-Ausstellung veranstaltet der Verein Berliner Buchdruck-Maschinenmeister. Sie umfaßt über 5000 Stücke und wird vom 17. bis 22. Dezember in den Industrie-Festhallen, Denthstr. 20, 1 Treppe, täglich von 10 bis 9 Uhr geöffnet sein. —

— Felix Philippis vieraktiges Schauspiel „Der Helfer“ hatte bei der Uraufführung im Wiener Burg-Theater einen starken ähneren Erfolg. —

— Im Theater des Westens wird als nächste Novität die Operette „Die Schönenliesel“ vorbereitet. —

— Im Kunstsalon Gurliitt sind 50 Vastelle („Frühling und Sommer in Italien“) von Melchior Lechter zu sehen. —

— Die Künstlerstadt München. Das von der Polizeidirektion herausgegebene Adreßbuch Münchens verzeichnet 1692 Künstler (Architekten, Bildhauer, Maler, Kupferstecher, Porzellanmaler, Nadierer und Ätzer). Darunter sind 1232 Maler und Malerinnen und 266 Bildhauer. —

— An der Wiener Universität wurde am 17. November ein ehemaliger Friseurgehülfe zum Doktor der Rechte promoviert. —